

Zur deutschen Neuübersetzung der
„Thesen über die Situationistische Internationale und ihre Zeit“ von Guy Debord:
Einleitung und Begründung

Genau 50 Jahre nach ihrem Erscheinen (in der mangelhaften, ersten und bisher letzten Übersetzung von der „Projektgruppe Gegengesellschaft“, Düsseldorf, März 1973) sind die „Thesen über die Situationistische Internationale und ihre Zeit“ im deutschsprachigen Raum – soweit wir sehen – fast nicht mehr präsent, wenn sie das denn je wirklich gewesen sein sollten. Sogar der französische Originaltext scheint zu diesem Zeitpunkt noch nicht einmal online verfügbar zu sein ! Da es sich um das zentrale und historisch letzte abschließende Dokument der Situationistischen Internationalen handelt, das aus Anlass und zur Begründung der Auflösung jener einzigartig bedeutsamen neocommunistischen Organisation zugleich ihre eigene umfassende Selbstkritik leistet und diese, mit materialistisch historischem Anspruch, aus ihrer Zeit erklärt (1957 – 1972), kulminierend in dem und um den proletarischen Aufstand der Bewegung der Besetzungen (landesweite Fabrikbesetzungen im Kern) im Mai-Juni 1968 in Frankreich, mit der Begründung des Übergangs in eine neue globale Epoche der Klassenkämpfe, deren Resultate wir heute distanziert-genauer einschätzen können, war nun **endlich eine sorgfältige, lückenlose Neuübersetzung** angebracht. Fürs Netz liefern wir die fällige Rekonstruktion des französischen Originals bei dieser Gelegenheit gleich mit.

Als Autor wird in dieser Neuübersetzung redlicherweise nur noch **Guy Debord** genannt, denn er allein hat die 61 Thesen verfasst; weil der italienische Situationist **Gianfranco Sanguinetti** damals aus Frankreich ausgewiesen und in Frankreich ebenso wie in Italien im Untergrund war, wurde er auf Wunsch von Debord formell als Co-Autor des Auflösungsdocumentes der S.I. genannt, das er selbstverständlich gegengelesen und gutgeheissen hatte; zumal es sich bei ihm um einen der letzten drei oder vier nicht aus der S.I. ausgeschlossenen Mitglieder handelte, mit dem Debord dann noch bis in die zweite Hälfte der 1970er Jahre eng aktiv und fruchtbar zusammengearbeitet hat.

Eine Neuübersetzung war schon sehr lange Zeit dringlich, denn die – als Verdeutschung zwar überhaupt erst einmal als solche verdienstvolle, auch insgesamt durchaus stilistisch hinsichtlich des Idioms nicht schlechte und vor allem relativ „flott“ und eingängig lesbare – bisher einzige Übersetzung von 1973, die übrigens soweit wir wissen niemals autorisiert wurde, bleibt bei Abgleich mit dem Original nicht nur theoretisch unangemessen, sondern vor allem schon nach formal-„professionellen“ Maßstäben äusserst mangelhaft:

Nicht nur die Kennzeichnung einer ganzen These (These 7) wurde da schludrigerweise „vergessen“, sondern ganze Sätze und Satzteile wurden an einigen Stellen einfach ausgelassen, etliche schwierig zu übersetzende oder theoretisch offensichtlich nicht begriffene Termini oder gelegentlich auch mal ein ganzer Passus sind kurzerhand eskamotiert. In der jetzt mit aller für uns aufbietbaren Sorgfalt erstellten Neuübersetzung wird auf jeden solcher Mängel an der jeweiligen Stelle hingewiesen, die übergangenen bzw. unterschlagenen Passagen oder Termini sind nun alle ausgewiesen und übersetzt (nicht: „übertragen“!) worden, und die problematischen Übertragungen, die 1973 zuweilen an Fälschungen grenzten, werden in ihrer neuen Übersetzung ausführlich kritisiert bzw. begründet, wobei die ursprüngliche Version des jeweiligen fraglichen Passus von 1973 an diesen Stellen selbst noch einmal angeführt wird. Durch die Parallel-Konfrontation jeder übersetzten These mit dem Original ist für die kritisch Lesenden der sorgfältige Abgleich „mit dessen Geist“ überall so leicht wie möglich gemacht. Zusätzlich **bleibt die Aneignung und Überprüfung (= Kritik) der neuen Übersetzung herausgefordert**, indem die möglichen Übersetzungsvarianten / durch Schrägstriche getrennt / offengelegt sind und im übersetzten Text meist noch einmal [in eckigen Klammern] mit dem Terminus oder der Wendung aus dem Original belegt werden. Die Absicht ist klar: demokratischer geht’s nicht.

Ermöglicht werden sollten dergestalt Freude an der Genauigkeit und offengelegten Übertragungsvielfalt, Annäherung in der Wiedergabe des kaleidoskop-artigen, kristallklaren Stils von Guy Debord auf dem Höhepunkt seiner theoretisch-polemischen Lebendigkeit und Geistesschärfe – Mitdenken in jener ganzen Bitterkeit der Ambivalenz einer Schwellenzeit, die vor dem halben Jahrhundert dessen lag, „*was an Verhängnisvollem noch kommen sollte*“ (These 59). Somit durchaus auch noch Geniessenkönnen eines communistischen Stils, der wohl untergegangen ist, heute nicht mehr authentisch wäre (– „pro-situationistisch“ eben wäre er allenfalls). Allerdings: kontemplatives Süffeln eines „linken Klassikers“ ist bei dieser für das Lesepublikum der Gegenwart „sperrigen“ Übersetzung sicherlich ausgeschlossen, ihre absichtliche Nicht-Eingängigkeit, nach den Maßstäben und Gewohnheiten dieses (insbesondere szene-linken) Publikums gewiss „Unlesbarkeit“, verhindert das.

Stattdessen: Zumutung der Anstrengung und Arbeit des Begriffs als Anstrengung und Arbeit der assoziierten Übersetzer:innen, bittesehr. Denn noch einmal: eine wie auch immer „gemeinte“ eingängige „gute Lesbarkeit“ als verlegerisch-publizistisches, gar journalistisches Muss hat entschieden nicht den Vorrang hier. Sollte also irgendein*e Verleger*in, sei es auch ein*e noch so „linksradikale*r“, erneut **das unbedingte Anti-Copyright aller situationistischen Texte** bei Gegebenheit dieser Übersetzung im Netz nun wieder mal missachten und verletzen, so würde sich eine solche Firma selbstverständlich zu einer „gut lesbaren“ Verengung, Eindimensionalisierung, ja Verstümmelung der vorliegenden Übersetzung entschliessen (müssen), um ihr Zielpublikum zu bedienen und zu bequemen, und dadurch würde sich ein solcher rekuperatorischer Raub (geistig wäre es Raubmord) hier unvermeidlich auch dem Vergleich mit dem authentischen Text der – im Geiste des Autors der Thesen und dessen kompromisslos universalistischem Postulat „*der totalen Demokratie*“ (Debord) – offenen Version aussetzen; eine solche Rekuperations-Firma würde dann nicht nur jederzeit fortan bei ihrer Vergewaltigung des Originals, seines Geistes, seines Anti-Copyright permanent vor allem im Netz sich in flagranti überführt wissen (– und selbstverständlich würde eine solche Printveröffentlichung aller Wahrscheinlichkeit nach das französische Original-im-Paralldruck nicht übernehmen: „da nicht finanzierbar“), sondern effektiv sich vor die Alternative gestellt sehen, als UsurpatorIn eines nicht existierenden Copyright nun gar juristisch, d.h. mittels der herrschenden Staatsgewalt, offen gegen die online-Öffentlichkeit und Verfügbarkeit dieses revolutionären Textes vorzugehen.

Solche leider gängigen Praktiken sei's plump-dreister sei's subtil mogelnder Rekuperation sollen und können bei diesem Text, von dem die einschlägigen Verlage in den ganzen Jahrzehnten ihres Bestehens wohlweislich die Finger gelassen haben, nunmehr schwerlich durchflutschen.

Hinzu tritt gegenwärtig ohnehin – über den dringlichen Bedarf einer angemessenen Textgrundlage hinaus – **das politische** („politisch“ nicht verstanden als politikantenhafte, sondern im weitesten, kritischen marxischen, situationistischen Sinne gefasste) **Bedürfnis einer Neuentdeckung der S.I. und ihrer Zeit** von seiten einer auf neue Weise kritischen Lesenden-Generation. Einer Generation nämlich, die das Privileg verkörpert, als perfekte Kinder der perfekten Gesellschaft des Spektakels nach einem halben Jahrhundert von deren Resultaten, in der Gegenwart einer erneut proklamierten katastrophischen „Zeitenwende“ 2022/23, im besten Sinne naiv – im Vergleich zu jenen ...1950er/1960er-Generationen der unmittelbaren Zeitgenoss*innenschaft der ersten und bisher letzten proletarischen Gesamterhebung dieser Qualität im kapitalistisch entwickelten Westeuropa – und heute im besten Sinne jeder Naivität beraubt, die jene noch Anfang der 1970er Jahre haben mussten und durften, – die irritierende, noch immer und wieder einmal weitgehend unbekannt, ja „unzugängliche“, gewissermaßen erneut „abgetauchte“ **situationistische Herausforderung** kennen zu lernen. Dieses drängende Bedürfnis zu befriedigen, bietet jener abschliessende Text der S.I. eine (verhältnismäßig zu den übrigen, weitaus eher bekannten und rezipierten situationistischen Texten, wie vor allem Guy Debords „*Die Gesellschaft des Spektakels*“) unvergleichliche Möglichkeit, stellt er doch nicht nur die weitaus härteste, schmerzendste, umfassendste, ja systematischste kritische Bilanz „des Situationismus“ bzw. Pro-Situationismus (d.h. der doktrinären Situphilie) einschließlich der vermeintlich „reinen S.I.“ selber dar, sondern ist

– genau aus diesem Grunde – nun ein halbes Jahrhundert lang, zumindest und am offensichtlichsten im deutschsprachigen Raum, übergangen und unterschlagen worden.

Wir gehen an anderer Stelle auf die mutmaßlichen – oder vielmehr offensichtlichen – Gründe für diese Unterschlagung ein.

Auch obliegt es uns nicht an diesem Ort, selbst noch einmal den Unterschied zwischen Übersetzung und Übertragung zu erklären (hierzu gilt es auf die klassischen Erläuterungen zu verweisen, von denen wir hier mindestens bei Marx und Engels, Walter Benjamin und in unserer Gegenwart etwa Georges-Arthur Goldschmidt Orientierung empfehlen). Allerdings möchten wir hier vorab klarstellen, dass es sich bei der vorliegenden Neu-Übersetzung keineswegs um eine Übertragung handelt, und was dies impliziert:

Zweifellos fürs gewöhnliche, insbesondere „linke“ Publikum irritierend und befremdlich, wirkt diese offene, öffnende Übersetzung doch ausgesprochen sperrig und „leser*innen-unfreundlich“, ja „unlesbar“ und unfertig, „offensichtlich“ roh. Wir stellen richtig: dies ist in keiner Weise eine „Rohübersetzung“. Man kann sie aber gerne bezeichnen als eine „Roh-Übertragung“, denn um eine Übertragung handelt es sich allenfalls „nebenbei“, im Ansatz, nicht der Absicht nach.

Als das Gegenteil von „roher“ Übersetzung verunmöglicht die vorliegende genauestmögliche Neuübersetzung weitgehend das passiv-kontemplative „Durchlesen“, gar „Sichreinziehen“, also eingängige Konsumieren pro-situationistischer Lesekonvention. Ja, die Lesegewohnheiten und -bedürfnisse, die von den spektakulären Texten des gegenwärtigen kapitalistischen Publikationswesens geprägt sind, sollen erst einmal brüskiert, abgestoßen werden. Dagegen zwingt diese Neu(artige)Übersetzung zu aktivem Lesen – mithin schon unweigerlich die Übersetzung auf Schritt und Tritt überprüfen müssend, d.h. kritisch auslesend schon im Ansatz, ob man will oder nicht. Das ist tendenziell schon Kooperieren bei der assoziierten Anstrengung des Begriffs, zumindest als individuell geistiges Arbeiten daran. Es ist gut, wenn Leute, die dies nicht möchten, diesen Text auch garnicht erst lesen. Auch dem Rekuperationstrieb, den wir ja genügsam kennenlernen durften, sind von einer dergestalt sperrigen, umständlich, skrupulös, geradezu entnervend unsexy aussehenden Übersetzung, die weder roh noch fertig ist, entschieden zu viele dornige Hindernisse in den Weg gelegt.

Eine „gut lesbare“ Übertragung hingegen – die äusserst problematisch wäre – sollte diesen Vorteil und Vorzug genauer und aktivierender Übersetzung „aufheben“: das heisst bekanntlich bewahren, ja sogar dadurch auf eine höhere Ebene transformieren können. Solche Versuche in Richtung guter Übertragung(en) würden wir nur begrüßen; ja wir hoffen mit dieser ersten gewissenhaften, zur kollektiv-kritischen Weiterübersetzungsarbeit öffnenden Neuübersetzung anzuregen und das nötige Material zu liefern. Es geht einzig um die bestmöglichen Ausdrucksformen für den Geist der wirklichen Bewegung, die den bestehenden Zustand aufhebt. Oder wie die Situationistin Michèle Bernstein sagt: „*Wir haben lediglich Öl da hin gebracht, wo Feuer war.*“

Bemerkungen zur Schreibweise:

Über die Regelungen des neuesten deutschen „Duden“ hinaus haben wir dieses teutonische Gerümpel **ß** soweit wie möglich hinausgeworfen und benutzen es nur noch in seiner bedeutungsrelevanten phonetischen Funktion als Vokal-Längung (z.B. *Maße* im Unterschied zu *Masse*); dem entsprechend wird hier im „dass“ des Dass-Satzes kein **ß** benutzt.

Insgesamt neigen wir sehr zum **Bindestrich**, vor allem in „Bandwurmwörtern“, da diese im Schriftbild der deutschsprachigen Texte das „Sinnverstehen“ beim Lesen erschweren (nicht nur für Lesende, deren Muttersprache nicht das Deutsche ist). Dabei galt es jedoch maniert wirkendes

Einsetzen von Bindestrichen (häufiges Kennzeichen deutsch-poststrukturalistischer Modeprosa seit den 1980er Jahren) zu vermeiden.

Die konkret von Fall zu Fall behutsam und historisch-reflektiert eingesetzte Schreibweise versucht diese Übersetzung auch beim „**Gendern**“ einzuhalten:

Da es sich bei dem 50 Jahre alten Dokument um einen historischen Text handelt, der auch und gerade in der Gegenwart hochgradig intensivierter und in globaler Breite sich entfaltender „*gender wars*“ grausam-kritisch in seiner Historizität verstanden und begriffen werden muss, geht es nicht an, schematisch und ahistorisch das aktuell gebotene „Gendern“ gleichsam auf diese Ausdrucksform einer viel früheren, unreiferen Phase der Geschlechterkonflikte, sprich: der Aufbruchsbewegungen von Frauen, Homosexuellen u.a. um 1970 ... zurückzuprojizieren. Überdies ist der bis zuletzt mitgeschleppte latente Patriarchalismus und manifeste Machismo in der Situationistischen Internationalen nur allzu bekannt, und so würde, wenn lediglich aufgrund seltener (gewissermaßen als „erpresste Versöhnung“ damals dem Autor Guy Debord abgenötigter) Respekt- und Anerkennungs-Äusserungen (siehe These 12) gegenüber der Frauenbewegung usw. dieser fatale Grundzug der S.I.-und-ihrer-Zeit unter durchgängigem Gendern unsichtbar gemacht werden würde, diese Operation einer Geschichtsfälschung nahekommen, würde jedenfalls die Tatsachen beschönigen und die Wahrheit fortgesetzt retuschieren. „Die Härte der objektiven Dialektik“ (Lukács) hat uns aber zugleich den Blick aus der Jetztzeit aufgezwungen, der uns nach einem halben Jahrhundert diese Dimension der wirklichen Bewegung auch schon so trennscharf in jener Zeit und ihrer S.I. wahrnehmen lässt, dass er ihren sprachlichen Ausdruck als Gendern gebietet, auch wenn dies für damals nicht in jedem Fall so klar wie für heute möglich ist. Also gendern wir in der Neuübersetzung überall dort nicht, wo von „den Situationisten“ nach dem Zeitpunkt gesprochen wird, ab welchem ohnehin nur noch männliche S.I.-Mitglieder registriert sind (d.h. spätestens nach 1968), sowie dort nicht, wo der Autor ganz offenbar nur Situationisten-als-Männer im Auge bzw. vor Augen hat, und dies ist ja im Grunde bis auf wenige Ausnahmen ohnehin bereits seit Anbeginn der S.I. der Fall. Gerade deshalb wiederum versuchen wir jedesmal wo dies irgend möglich ist, den „weiblichen Anteil“ an den situationistischen Bewegungsmomenten durch Gendern sichtbar zu machen oder vielmehr offenzulegen, was uns am besten durch Einsetzen des Gender-Asterisk (=Sternchens) bezeichnenbar scheint, der ja zugleich auch öffnend für die weiteren, „queeren“ bzw. „fluiden“ Varianten des menschlichen Geschlechts steht (im Unterschied etwa zum phallisch und heteristisch-binär trennenden und fixierenden hochgestellten I; die anderen geläufigen Optionen [wie / oder : oder _] haben wir für zu lese-unfreundlich gehalten). – Überall wo von der S.I. vor 1968 gesprochen wird, durften wir mithin das Gendern redlicherweise riskieren, weil noch ein relevanter Bruchteil weiblicher S.I.-Mitglieder mitzudenken war, demgemäß überall noch „die Situationist*innen“, wie wenig sichtbar auch immer, im Hintergrund. Soviel zur „Binnen-S.I.“. Schon die Bezeichnung der „Pro-Situationist*innen“ ausserhalb der S.I. gebietet jedoch das Gendern, da es sich bei diesen damals wie heute ja um die verschiedensten „unregistrierten“ Geschlechtergestaltungen handelt, egal wie sie sich selber jeweils gesehen und „identifiziert“ haben mögen.

Wir haben deshalb in Debords Text selber an diesen Stellen in der Regel „gegendert“ gewissermaßen bewusst an Debords Wahrnehmung und Absicht vorbei. Dies könnte anfechtbar sein vom historischen Kriterium her. In Zitaten anderer jedenfalls, die der Autor der Thesen anführt, waren wir mit dem „Gendern-hinterm-Rücken“ äusserst vorsichtig und unterliessen es in der Regel, weil den Zitierten ohnehin der emanzipatorische Anspruch und die Sensibilität abgingen, welche immerhin dem situationistischen Geist, sei er auch noch so abstrakt und einäugig, doch immer noch zugebilligt werden kann und muss.

Einigermaßen ungehemmt haben wir überall in Debords Text dort gegendert, wo vom Proletariat die Rede ist: denn ob nun die situationistischen Autor*innen, hiessen sie nun Michèle Bernstein oder Gianfranco Sanguinetti, diese „*Wahrheit, Diesseitigkeit und Macht*“ (Marx) der Vielgeschlechtlichkeit des modernen Proletariats, dieser „*buntscheckigen Menge*“ (Marx),

wahrnahmen oder nicht, kann uns relativ egal sein, da wir heute selbst sehen können, wie sich die Klassenkämpfe von den Kämpfen gegen die Trennungen und Diskriminierungen innerhalb des Menschengeschlechts garnicht mehr als „Haupt- oder Nebenwidersprüche“ gegeneinander ausspielen lassen, sich nicht länger die einen durch die anderen verdecken lassen, wie es noch in der Zeit der S.I. schlechte Gewohnheit war. Dazu werden heute die situationistischen Ausdrucksformen nicht gebraucht; wir brauchen sie zum Sichtbarmachen dessen, was die situationistische Praxis der Theorie damals zwar herausgearbeitet hat, was aber bis heute nur erst „Entwurf“ in der revolutionären Bewegung war (um 1968) und über die S.I. und ihre Zeit ein halbes Jahrhundert lang hinausgegangen ist, weitergetrieben hat, „sowohl als Praxis einer Revolution als auch als situationistisches Geschichtsbewusstsein“ (These 7). Letztere/s befugt uns, in der Übersetzung aus dem Wort „die Arbeiter“ rückwirkend korrigierend „die Arbeitenden“ oder „die Arbeiter*innen“ zu machen – weil sie das damals waren und weil sie es bewusst waren, wenn auch noch vielfach nicht so bewusst, wie sie es heute sind. Wenn wir hingegen aus „den Studenten“ weder „die Studierenden“ noch „die Student*innen“ so ohne weiteres machen möchten – ebensowenig wie wir „die Lehrlinge“ im damaligen Sprachgebrauch kurzerhand in „die Auszubildenden“ umfrisieren können – , dann deshalb, weil sie sich damals irgendwie im Massenmaßstab eben noch als „Studentenbewegung“, als „Schüler-“ und „Lehrlingsbewegung“ wahrnahmen, sahen und verhielten: dies rückprojizierend zu gendern scheint uns anachronistisch, auch wenn damals gerade die Geschlechterwidersprüche aufbrachen („sexuelle Revolution“ usw.), dies jedoch in den Selbstbildern noch weitgehend und lange Zeit von der spektakulistischen Macho-Hegemonie dominiert gewesen ist (*teste*: Rock-Musik).

Prinzipiell haben wir alle Bezeichnungen von Angehörigen bzw. Rollenträger*innen der Ausbeuterklassen und der herrschenden Klassen (also von Kapital und Staat(en) bzw. Politik) sowie „Führungskräfte“ (*managers, executives*) nicht gegendert, wohl wissend, dass auch damals schon nichtmännliches Personal darin beteiligt war, doch kam es uns auf die noch weitgehende Deckungsgleichheit von Patriarchat und Klassengesellschaft in der kapitalistischen Spektakelgesellschaft an, die ja sogar nach einem halben Jahrhundert der ersten und zweiten feministischen Bewegungs-Schübe, der Quoten-Frauen und des Gender Mainstreaming usw. usf. noch keineswegs radikal überwunden ist und weltweit einer wütenden und mörderischen Gegenoffensive aller reaktionären und konservativen Mächte ausgesetzt ist (wozu nicht zuletzt ja auch die Anti-„Gender“-Kriegserklärung der Sprachkonservateure in den sogenannten Zivilgesellschaften gehört ...). Wo wir in dem Text auf solche Frauenrollen stiessen, die sich auf die Seite des Patriarchats geschlagen haben, scheuten wir deshalb vor ein wenig boshaft-realistischer Kennzeichnung mit einem hochgestellten I nicht zurück. Alle derartigen Gendering-Varianten wurden also bewusst von Fall zu Fall und nach unserem individuellen Gespür und Urteil gewählt, und diese Entscheidung mag je nach Einzelfall strittig bleiben; um sie jeweils zu korrigieren, ist jedenfalls Streit um die Konkretion erheischt, und dieser kann nur gut sein.

Angesichts der „Arbeiterklasse“ möchten wir nur noch darauf hinweisen, dass uns das nach Möglichkeit „ausweichende Gendern“ – die Binaritätsformen vermeidend – durchs Gerundium (oder „Partizip Präsens“): „die Arbeitenden / Lohnarbeitenden“ und „(lohn)arbeitende/n Klasse/n“ ganz besonders gefällt (leider geht das in vielen Fällen nicht ganz so gut), weil es sowohl inhaltlich-begrifflich dem prekären existenziellen Fundamentzustand oder „der Situation“ schlechthin des lohnabhängigen Menschen gerecht wird, ihre/seine Arbeitskraft gerade verkaufen zu können oder gerade nicht – mitsamt allen Folgen und Implikationen, die diese „Situation“ auf Dauer hat, vor allem ihre Permanenz und Fluidität), und zugleich weil es sich in sehr vielen Kontexten auch eleganter, selbstverständlicher und konnotativ reicher liest – im Unterschied zu den sperrigeren Formeln „Arbeiter*innen“, „Arbeiter*innen-Klasse“ oder sonstwelcher Akrobatik. Der kritische Gehalt der Klasse „der Arbeitenden“ liegt jedenfalls in Gegenstand wie Sprache, Objekt wie Subjekt, vor allem darin, diese Grundlüge in der deutschen Sprache (die an knechtseliger Verlogenheitsqualität wohl weltweit ihresgleichen sucht), welche sich millionenfach täglich und stündlich in der Rede von den „Arbeitgebern und den Arbeitnehmern“ ausspricht – ob gegendert oder immer noch nicht – mitsamt der ganzen inhärenten Trennung des menschlichen Geschlechts

aufzukündigen, ja abzuhäuten wie die Sprach-Haut einer Boa constrictor, die das falsche, verkehrte Bewusstsein ihrer wirklichen Noch-Existenz schon nicht mehr funktionsfähig, schon nicht mehr lebendig halten kann. Abstrakt-richtig sah auch das schon Debord; in These 5 fasst er materialistisch historisch das Zusammenwirken:

„Dasjenige, was zuallererst im Geist der Leute zensiert wird, wird natürlicherweise auch vom Spektakel zensiert: dann, wenn es soweit hat kommen können, dass sich dasjenige gesellschaftlich ausdrückt. Diese Zensur erstreckt sich ganz sicher auch heute noch über nahezu die Totalität des revolutionären Projekts und des revolutionären Begehrens in den Massen. Doch schon haben die handelnde Kritik und Theorie eine nicht mehr vergessen zu machende Beschädigung in der spektakulären Zensur angerichtet. Das Verdrängte der proletarischen Kritik ist an den Tag gekommen; es hat ein Gedächtnis und eine gesprochene Sprache angenommen.“

Auf dieser Linie, an dieser Stelle geht es gegenwärtig für die handelnde Kritik und Theorie nicht um das Ob sondern um das konkrete Wie des „Genderns“ in der Sprache. Denn abermals: Die Sitten verbessern sich, die Worte nehmen daran teil – oder eben immer noch nicht.

yú gōng